Haus und Welt

Vorfrühling

Die Silberbirken stehn geheimnisvoll
Und warten, daß an ihrer Knospen Hüllen
Das ew'ge Frühlingswunder sich erfüllen
Und mit dem Auferstehungsruf sie sprengen soll.

Da braust, den sie so nah noch nicht geglaubt,
Er jauchzend durch den Wald in Sturm und Wetter.
Nun schütteln ob des Wunders sie das Haupt
Im reichen Schmucke junger, grüner Blätter.

Der verkannte Dichter

Er hauste in seinem Stübchen hoch über den Dächern der Stadt, war gut Freund mit den Vögeln, die den Giebel umflogen, mit den Wolken, dem blauen Himmel, hungerte wenn's nottat, — und das geschah oft, — und war immer guter Dinge.

Wer kann das sein?

Nur ein Dichter.

Denn nur ein Dichter ist in dieser vom Materialismus bis zum Platzen erfüllten Welt so genügsam und guten Mutes.

Fritz Sebald schrieb zarte Reimereien, aus denen der Duft der blühenden Natur strömte, die Stimmung des Menschenherzens klang wie der Glockenton eines Bergkirchleins oder rauschender Orgelakkord, aber — er war unbekannt.

Und wenn ein Dichter unbekannt ist, dann ist das so gut, als hätte er nie etwas Schönes geschrieben.

Die kleine Stadt, in der er wohnte, hatte sich nie Mühe gegeben, ihn zu entdecken. Nirgends gilt der Prophet so wenig wie in seinem Vaterlande.

Mißgunst, Neid und Dünkel sahen scheel auf die kleinen Arbeiten des armen Dichters, die Sebald zunächst im Ortsblättchen hin und wieder erscheinen ließ. Ja, man machte sich sogar lustig über den bescheidenen Poeten und seine große Kunst, die niemand verstand, weil man viel zu dumm und faul war, — abgesehen von dem anderen.

Dagegen stank viel anderer literarischer Mist aus den Spalten der Lokalpresse, wenn z. B. die verwitwete Frau Katasterkontrolleur Spierhahn eine „Novelle" veröffentlichte, die an Langeweile mit einem Backrezept wetteiferte, oder die Frau Bürgermeister Schaibl „aus dem Kästchen ihrer Jugenderinnerungen" — wie sie sagte, wieder einmal einen Beitrag lieferte, in dem sich Zahn auf Mann oder Straße auf Nase reimten.

Auch der Vorsitzende des literarischen Vereins der pensionierte Sekretär Amselschein verübte hin und wieder eine poetische Hochstapelei, bei der er Goethe, Schiller, jedenfalls immer nur zuverlässige Männer bestahl. Aber das merkte niemand.

Ihnen allen wurde zugejubelt, denn sie gehörten Vereinen an und hatten viele Bekannte. Das entschied in Knatschberg.

Eines schönen Tages hatte der Dichter, der schon ganz mutlos geworden war, trotz seines fröhlichen Herzens, Besuch. Ein Studienfreund war von weither gekommen. Durch Zufall hatte er die Adresse des Dichters in der kleinen Stadt erfahren, durch ein Gedicht, das weit draußen im Reich erschienen und den Kennern aufgefallen war. Er hörte die Klagen des Freundes, und beide sprachen lange miteinander.

Als sie sich trennten, waren sie sehr vergnügt, und auch das Gesicht des Dichters war seit langem wieder hell und froh.

* * *

Es war am 18. März, als an allen Ecken der Gassen und krummen Straßen große, gelbe Zettel klebten und auch im Wochenblatt darauf hingewiesen wurde, daß der Literaturhistoriker Dr. Eugen Schmitt am Sonnabend einen Vortrag über noch unbekannte Gedichte Eichendorffs und Heines halten würde.

Alle die Kreise, die sich für ihr Leben gern als geistige ausgaben, spitzten die Ohren. Das war ja etwas ganz ungeheuer Interessantes, und die Zeitung verfehlte nicht, durch umfangreiche Lokalnotizen die Neugier ins Unermeßliche zu steigern. Die Spierhahn, die Schaibl und nicht zuletzt der literarische Vereinsvorsitzende Amselschein liefen sich die Sohlen ab, um zum Kauf von Eintrittskarten für diesen bedeutungsvollen Abend zu ermuntern. Und so gingen die Billetts reißend ab. Schon am Donnerstag war der Saal ausverkauft, und in Eingesandts wurde in der Zeitung gebeten, doch eine Wiederholung des Abends unter allen Umständen anzubahnen, da noch viele des in Aussicht stehenden geistigen Genusses teilhaftig werden wollten. Man hätte glauben mögen, hier in Knatschberg bringe man der Dichtkunst und den Dichtern ein unvergleichlich lobenswertes Verständnis entgegen, wenn nicht all' das Getue nur dem einfältigen Wunsch entsprungen wäre, vor den anderen wenigstens bei dieser Gelegenheit sich als sachverständig auszuweisen.

Dazu hatte man sonst wenig Gelegenheit, denn die Höhepunkte blieben das jährliche Schützenfest und der Wanderzirkus, die alle Jahre mit der Pünktlichkeit eines Sonnenaufgangs an dem engen Horizont der Knatschberger erschienen.

* * *

Der begierig erwartete Abend war gekommen. Der Saal war bis auf das letzte Plätzchen besetzt. Man hatte sogar noch Stühle aus der Privatwohnung herbeiholen müssen.

In der ersten Reihe saßen die literarischen Größen der Stadt, zu denen sich außer den schon erwähnten noch einige andere hervorragende gesellt hatten, wie der bissige Studienrat Pirsch, der Apotheker Rössel, der mit am grimmigsten über den armen Dichter herzufallen pflegte und immer wieder am Stammtisch den beifällig nickenden Genossen bewies, daß die Gedichte Sebalds Kitsch seien. Und andere mehr.

Und was machte der Dichter an diesem Abend?

Der saß in seinem Stübchen und rauchte vergnügt eine Zigarre. Der Literat also, den es am ehesten zum Vortrag hätte ziehen müssen, verschmähte ihn. War das Hochmut, Ueberhebung?

O, nein. Aber wir werden ja sehen.

Amselschein geleitete den Vortragenden Dr. Schmitt auf die Bühne, auf der man ein Tischchen mit dem unvermeidlichen Wasserglase aufgebaut hatte, und sprach ein paar einleitende Worte.

Dr. Schmitt begann. Zuerst kam Heine an die Reihe. Der Vortragende setzte den atemlos Zuhorchenden auseinander, wie erklärlich es sei, daß immer noch Gedichte längst verstorbener Dichter aufgefunden würden, und er wußte ein paar hübsche Beispiele dafür aufzuführen, durch welche oft seltsamen Zufälle manchmal die wertvollsten Entdeckungen gemacht würden. So seien auch die heute bekannten Lieder, Balladen und Romanzen Heines keineswegs vollständig, wie er gleich beweisen wolle.

Er öffnete einen blauen Aktendeckel, nahm ein Blatt heraus und las dann ein Gedicht vor voll anmutig musikalischen Klanges und bezaubernden Stimmungsduftes, das die da unten verschlangen wie die Schafe den Klee.

„Tja", meinte Pirsch, „das ist wieder mal ein wirklicher Genuß, ein erlesener Abend", und er rieb die knochendürren Hände. „He, ist das nicht knapp trotz aller Leidenschaftlichkeit ..."

„Und zart und keusch", säuselte die Schaibl mit knallroten Backen.

„Eben ein Schenie", erkannte Frau Spierhahn an und wischte sich den Schweiß von der Nase.

„In der Tat, meine Damen!" stimmte der Apotheker Rössel bei. Mehr sagte er nicht, weil ihm nichts einfiel.

Dann kam Eichendorff mit ein paar verschollenen Dichtungen dran. Dr. Schmitt wußte auch hier alles so reizend vorzubereiten, das man gar nicht erwarten könnte, bis endlich die Dichtungen kamen.

Man denke — hier in Knatschberg, diese Enthüllungen!

Denn Dr. Schmitt redete über das Thema hier zum ersten Mal, wie es in der Anzeige geheißen hatte.

„Still steht der Wald, still steht das Feld,
Ein heller Schrei, der Echo weckt —
Ein Warten, träumevolles Bangen ..."

Die Schaibl zeigte sich besonders begeistert und angegriffen. Sie rollte die Augen wie Billardkugeln und seufzte und stöhnte, als ob sie vor einer neuen Flasche Bitterwassers säße.

Nun fällt der Schnee, fällt leicht und warm,
Wie liebend deckt er Flur und Weg.
Die Sonne ruht im Wolkenarm,
Der Bach friert unter'm schmalen Steg ..."

„Wie liebend deckt er Flur und Weg. Die Sonne ruht im Wolkenarm" — die Töchterschar preßte die Hand an die Herzgegend und machte Gesichter, als hätte sie ein Stück Schokolade im Mund. Ah und oh flüsterten sie. Man mußte doch zeigen, daß man etwas verstand.

„Im Dörfchen glimmen Lichter auf,
Die schwarze Nacht küßt heiß die Flur,
Der Mond kommt hinter'm Berg herauf,
Verschlafen schlägt die Kirchturmuhr..."

Spierhahn drehte sich um nach dem hinter ihm sitzenden Pirsch und nickte ihm beifällig mit einem bedeutungsvollen Blick zu. Pirsch nickte wieder und schlug versonnen den Takt zu den Rhythmen der Verse mit dem knolligen Finger.

Kurzum, es war ein Erfolg wie keiner bisher.

„Wie, ist das volkstümliche Lyrik oder nicht?" Wie", schrie in einer Pause ganz aufgeregt Spierhahn, der als Vorsitzender des literarischen Vereins Lenzgriff besonderes Verständnis zeigen wollte. Ja, diese Frömmigkeit, dieses Naturgefühl, diese verträumte Sehnsucht, die aus den Strophen winkte wie ein verlangender Frauenarm, diese Weichheit der Empfindung: das war Eichendorff, unverkennbar!

Man konnte sich nicht erklären, daß — wie Dr. Schmitt angedeutet hatte, diese poetischen Schätze solange im Besitz eines gebildeten Mannes tot daliegen konnten, ohne daß er sie sofort erkannte und zum Leben erweckte.

Wie gut, daß wir Literaturhistoriker haben.

So und ähnlich sprach Spierhahn in seiner Rede im Hinterzimmer des Saales bei saurem Wein, da man den Entdecker Dr. Schmitt doch noch ein wenig feiern mußte. Es half ihm nicht, er mußt' es eben leiden.

Am anderen Tag war der Saal wieder brechend voll, und fast bekränzt stieg der Vortragende schließlich in den Zug, der ihn bald weit, recht weit von Knatschberg brachte. Gott sei Dank!

* * *

Nach acht Tagen erhielt die Redaktion des Knatschberger Wochenblattes einen eingeschriebenen Brief des Dr. Schmitt. Als man das Schreiben gelesen hatte, hätte man mit dem langen Gesicht bald nicht mehr in das Zimmer gepaßt.

Aber es half nichts. Man mußte als die Oeffentlichkeit besorgte und für ihr Wohl mit verantwortlicher Presse hier rücksichtslos die Wahrheit sagen.

So war also, wieder an einem Sonnabend, zu lesen:

„Wie uns Herr Dr. Schmitt mitteilt, ist ihm bei seinem Vortrag über „Verschollene Gedichte Heines und Eichendorffs" ein arger, von niemand mehr als ihm bedauerter Mißgriff zugestoßen. Er hat statt der Manuskriptmappen mit den Heineschen Eichendorffschen Gedichten, die nicht mit besonderer Aufschrift versehen waren, die Mappen mit den lyrischen Gedichten und Volksliedern des Knatschberger Dichters Sebald in die Hände bekommen, die Sebald ihm zur Prüfung übergeben hatte.

Jedenfalls sei der Abend nach dem brausenden Beifall, den die Dichtungen erregt hatten, kein verlorener für die Stadt gewesen, und er wünsche der Einwohnerschaft Glück dazu, daß so ein begabter Dichtersmann unter ihnen wohne."

Worte können nicht den Eindruck schildern, den diese Veröffentlichung machte. Sie war ein wohlverdienter Schlag mitten in das Gesicht blitzdummen Kleinstädtertums. Die Haupthelden dieser Geschichte ließen sich für's erste nicht mehr öffentlich sehen.

Im Lande ringsumher aber erhob sich ein dröhnendes Gelächter, und die größeren Zeitungen zehrten vier Wochen von diesem Hereinfall der Knatschberger.

Und was seine schöne Dichtkunst und seine Bescheidenheit niemals zustande gebracht hätten, das erreichte dieser Schildbürgerstreich: Fritz Sebald wurde bekannt und als er erst bekannt war, wurde er auch von anderen schnell erkannt und schließlich ein berühmter Mann.

Als sich nach gut sechs Monaten der Sekretär Amselschein von dem Schreck einigermaßen erholt hatte, setzte er sich wieder und schrieb dem Dr. Schmitt einen saugroben Brief.

Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß dieses Schreiben zurückkam mit dem Vermerk: „Adressat unbekannt."

Der schnarchende Gatte

Er war Inhaber der großen Grammophongesellschaft „Phonetik", deren Spezialität das Einspielen und die Anfertigung von Grammophonplatten war. Sie war in seinem Geschäft angestellt. Sie war tüchtig und wurde schnell befördert. Schließlich erklomm sie die höchste Stufe und wurde seine Frau. Das war der Anfang.

Ihre Ehe währte jedoch nur wenige Stunden, als sie die unangenehme Entdeckung machte, daß er schnarchte.

Ja, er schnarchte tatsächlich. Aber die Liebe ist nachsichtig und hat Geduld mit menschlichen Schwächen, und es dauerte nicht lange und schon hatte sie sich einigermaßen mit dem Schnarchen ausgesöhnt, fand es sogar im Grunde recht gemütlich und reizvoll.

Zehn Jahre waren vergangen. Aus der Liebe war Freundschaft geworden — und die Freundschaft ist nicht so nachsichtig wie die Liebe.

Immer noch schnarchte er und dieses Schnarchen war im Laufe der Jahre nicht weniger klangvoll geworden.

Daher geschah es, daß sie in ständig kürzer werdenden Zwischenräumen aus ihrem süßen Schlummer geweckt wurde und den Mann bei den Schultern packend schüttelte:

„Gustav kannst Du denn wirklich nicht mit diesem ekelhaften Geschnarche aufhören! Es ist schauderhaft, diesen Lärm mit anhören zu müssen!"

Unablässig, ohne überhaupt die Richtigkeit ihrer Beschuldigung zu erwägen, murmelte er ins Dunkel der Nacht hinein:

„Nein, ich versichere Dir, ich schnarche nicht!"

Das wiederholte sich fast jede Nacht, bis es eines Nachts, als sie besonders nervös geworden war, und ihn mindestens ein halbes Dutzend mal geweckt hatte, sich im Bett aufsetzte, das Licht andrehte und seinem Herzen Luft machte:

„Nun habe ich es aber satt! Du sagst, daß ich schnarche? Erstens, welchen Beweis habe ich dafür, daß Du die Wahrheit sprichst? Außerdem kann ich was dafür, daß ich schnarche, außerdem Punkt drei: Hindert Dich jemand am Schnarchen, falls Du Lust dazu hast? Schnarch doch drauf los, wenn Du meinst, daß ich das nur tue, um Dich zu ärgern!"

Darauf fiel er ermattet in die Kissen und schlief sofort ein und . . . schnarchte schlimmer denn je.

Bis zum Morgengrauen lag sie wach. In ihr kochte es. Als es endlich Tag geworden war, hatte sie eine gute Idee bekommen.

Von der Gesellschaft „Phonetik" beschaffte sie sich einen jener feinen Apparate, die jeden Laut wiedergeben können — und als am Abend ihr Mann eingeschlafen war, hielt sie ihm den Trichter gerade über die schnarchende Nase, so daß dieser die lebhafte Musik in sich aufsaugen konnte.

Am nächsten Abend ging sie zeitig schlafen. Sie löschte das Licht und tat als ob sie schliefe. Gleichzeitig setzte sie den Apparat, den sie unter einem Stuhl in der Nähe des Bettes versteckt hielt, in Gang. Einige Augenblicke danach fuhr er aus dem Schlafe und packte sie bei den Schultern.

„Leonie, was ist das für ein Geräusch? Kannst Du nicht hören..."

„Was das für ein Geräusch ist?" antwortete Leonie ganz harmlos. „Das ist natürlicherweise mein Schnarchen! Jetzt bin ich dran, wenn dus wissen willst." Dann lachte sie, „nein, Gustav das ist immer noch dein Schnarchen. Ich wollte nur, daß du auch mal den Spektakel mit anhören solltest, mit dem ich nun jede Nacht seit dreizehn Jahren gesegnet bin! Findest du nicht, daß es einfach reizend ist, dieses „Getöse" mit anzuhören?"

Gustav fand keine Antwort.

— — — — — — — — — — — —

Alles hat ein Ende, auch das Leben des Menschen. Nach dreiunddreißigjähriger Ehe starb er und wurde achtundvierzig Stunden danach beerdigt, und sie lag nun allein in dem großen Ehebett. Sie konnte nicht schlafen. Es war das erste Mal seit dreiunddreißig Jahren, daß sie allein schlief und die Einsamkeit trieb sie ruhelos in den Zimmern hin und her. Da fiel ihr Blick plötzlich auf den alten Apparat, der seinerzeit das Schnarchen ihres seligen Mannes aufgefangen hatte — ein glückliches Lächeln ging über ihr zermartertes Gesicht.

Sie nahm kurzentschlossen den Apparat und stellte ihn neben dem Bett auf, setzte ihn in Gang und löschte das Licht und bei den Tönen dieser wohlbekannten Melodie fiel sie in süßen Schlummer.

Das tut sie nun jeden Abend. Der warme, etwas schnurrende Laut, derselbe Laut, der sie früher irritierte, ist nun von allem Unbehagen gereinigt, er schließt alle Erinnerungen in sich ein und vertreibt die kalten Gespenster der Einsamkeit.

Da komme sich einer bei den Frauen aus

Diebe in der Schlangenfarm

Von Volkmar Iro.

„Zwanzig Pesos und keinen Centavo mehr! Bis auf diese beiden ist die ganze Brut nichts wert!"

Sennor Benito wies auf zwei blaugrün schillernde, lange Schlangen, die sich in dem hohen Glaskasten zwischen aufgeregten kleinen Vipern und dicken, spitzköpfigen Baumschlangen ringelten.

Der braune, zerfetzte Mateo nahm seinen Holzkasten und angelte fluchend mit der langen Holzzange nach den Schlangen.

„Lieber schmeiße ich die Bestien alle in meine Bratpfanne!"

Sennor Benito lenkte ein, man einigte sich unter Geschrei und Schwüren auf sechsundzwanzig Pesos, der Sennor bestellte noch einen Korb mit Ratten, das Stück zu zehn Centavos, dann zog Mateo ab. —

Der gelbe Spanier musterte die zwei seltenen Exemplare, deren jedes fünfzig Pesos wert war, brannte sich gegen den Gestank der Reptilien eine Havanna an und schrieb seinen Brief nach Buenos fertig. Die Firma Benito u. Sohn betrieb einen schwunghaften Handel mit Schlangenbälgen, Schlangengift für Serumzwecke, präparierten Schlangen für Schulen und Museen, lebenden Schlangen für Varietees und Menagerien. Rings auf den Stellagen leuchteten in hohen Gläsern bunte Schlangen in Alkohol, in kleinen Glasröhrchen schimmerte das Gift der einzelnen Arten.

Sennor Benito klingelte. Zwei Gauchos schleppten den Glaskasten zu einem Fenster und schütteten die Schlangen in den kreisrunden Hof, der von einer hohen überwölbten Betonmauer eingeschlossen und durch ein engmaschiges Drahtgitter gegen Schlangenfalken geschützt war.

Zu Dutzenden lagen sie im gelben Sand in der Gluthitze, hingen an einem Gebüsch, badeten in dem flachen Bassin: Kleine, schlanke (Fife Minute Killer), deren Biß den stärksten Mann in der kürzesten Zeit erledigt, dicke Abgottschlangen, plumpköpfige Buschmeister, widerliche Hundskopfschlangen, gelbe, schwarze, rote Vipern — lang ausgestreckt, eng zusammengerollt, in Klumpen verwickelt, manche vom Fraß unförmig angeschwollen.

Der Schlangenfarmer schloß das Fenster, legte sich in seinen Rohrstuhl, beobachtete noch eine Weile seine Pfleglinge und hielt dann zwischen der Sammlung sämtlicher Reptilien Südamerikas Siesta. —

Sie lagen wie tot herum, rührten sich in der heißen Sonne überhaupt nicht, die Natur, die Menschen und Dinge schienen von der erbarmungslosen Hitze ausgedorrt zu sein. Sie fanden keinen Mut, keine Energie nicht einmal zu der schwächsten Bewegung. Herr und Tier schliefen den Schlaf des Gerechten, in dem man weder sündigt noch denkt.

Indessen schlich Mateo durch die glasige Hitze des Mittags durch die Felder und rechnete: Acht Pesos war er beim Mercador schuldig, fünf seinem Bruder, blieben dreizehn für Schnaps. Aus der lianenverwachsenen Laube der Schenke des Sennor Musgano riefen ihn seine Freunde, sie lagen in den breiten Strohstühlen, tranken Rotwein mit Rum, würfelten, schwitzten und schrien. Mateo spielte mit, gewann, bestellte eine Flasche Cachaca, den hellgelben, feurigen Zuckerrohrbranntwein, trank, verlor, warf seinen letzten Peso auf den Tisch und begann zu schnarchen. Nach dem Ave rüttelte ihn der Wirt wach und forderte Bezahlung. Mateo zeigte seine leeren Taschen, ließ eine Tabakpfeife, ein Seidentuch und die Stiefel als Pfand und saß nachdenklich am Flußufer, bis die Mondscheibe gelb über die Hügel stieg. Dann sprang er auf, rief Pedro, den Nigger des Wirtes. Sie flüsterten lange miteinander. Pedro holte einen dicken Strick aus dem Stall und verschwand.

Der Vollmond lag schon flach über den silbernen Mangrovenwäldern, als Mateo und der Schwarze gegen die Schlangenfarm schlichen. Mateo schleppte einen Holzkasten und hatte Füße und Beine dick mit alten Säcken umwickelt. Sie stemmten zwei Bretter des Gartenzaunes zur Seite, krochen durch. Mateo stieg auf die breiten Schultern Pedros, musterte scharf den mondhellen Hof, kroch auf der Mauer weiter, winkte. Der Nigger war mit zwei Sätzen oben. Sie zerschnitten das Gitter, Mateo ließ sich an dem Strick hinab, hing eine Weile baumelnd über dem Boden.

Zu seinen Füßen war der Sand leer, doch kaum zwei Meter weiter kam schon Bewegung in die schwarzen Linien, Schlangenleiber hoben sich hoch und glitten weg. Mateo griff die nächste mit der Zange hinter dem Hals, warf sie in den Kasten, machte einen Schritt weiter, holte blitzschnell das nächste Reptil aus dem Sand. Oben auf der Mauer winselte Pedro und rief alle Heiligen an, während sich Mateo langsam gegen das Gebüsch in der Mitte des Hofes anpirschte: Er suchte nach den zwei grünen Vipern! Die Baumschlangen an den Aesten wurden unruhig, Mateo stand reglos, musterte jeden Zweig, hob langsam die Zange.

Die beiden hingen dicht nebeneinander — im nächsten Augenblick zappelte eine in der Luft, verschwand im Kasten, gleich darauf die zweite — da schnellte ein großer Buschmeister gegen Mateo los, er sprang zurück, das wütende Reptil schoß nach, Mateo war mit drei Schritten bei der Mauer — bevor er noch den Strick fassen konnte, hing die Schlange schon an seinem Bein — er hieb ihr mit der Zange das Rückgrat durch, riß sie los, schleuderte sie im Bogen über die Mauer, turnte hinauf, gab Pedro, der vor Entsetzen laut zu heulen begann, einen Rippenstoß, flickte das Drahtgitter zusammen und sprang mit dem Nigger in den Garten. Unten bekreuzigte er sich dreimal und nahm aus seiner Rumflasche einen langen Schluck. —

Sennor Benito war am nächsten Morgen sehr verblüfft als ihm sein Lieferant einige Dutzend Vipern, darunter wieder zwei der seltenen grünen Schlangen zum Verkaufe anbot. Mateo erklärte, er habe seinen Fang geteilt, um nicht selbst den Preis zu drücken. Man einigte sich auf 30 Pesos. Dann brannte sich Sennor Benito eine Havanna an und bot Mateo die Stelle eines Arbeiters in der Farm an, da einer seiner Gauchos erkrankt sei. —

Mateo schlug ein. Und während er die Vipern aus dem Glaskasten in den Hof schüttelte, gab er dem Sennor bescheiden den Rat, die grünen Schlangen gleich zu separieren, da diese Art von den Hundskopfschlangen gerne verzehrt würde.

Sennor Benito lächelte über die Dummheit des Burschen.

Als er aber eine Woche später den Auftrag gab, die vier grünen Exemplare einzufangen und sich nur mehr zwei vorfanden, schüttelte er verwundert den Kopf.

Der Lohn Mateos wurde an diesem Tage um einen Peso erhöht.

Städte unter einer Gasglocke . . .

Kürzlich hat die Meldung aus Dänemark, daß ein Däne namens Arnold Christensen eine Gaskanone erfunden habe, die das Verderben feindlicher Flieger bedeute, großes Aufsehen erregt. Es wird darum von Interesse sein, was der Erfinder der Kanone zum ersten Male öffentlich über seine Erfindung sagt, und zwar gegenüber einem Korresponden von „Fyns Tidende".

Die Gaskanone soll wesentlich dazu dienen, Bombardements von Städten durch feindliche Flieger zu verhindern, und der Kern der Erfindung besteht darin, daß das Gas mit Hilfe der Kanone, die aber eigentlich gar keine Kanone ist, sondern ein zylindrischer dünnwandiger Metallbehälter, in die Luft gesandt wird, wie aus einer Wetterkanone. Auf Grund der Beschaffenheit des Gases wird jeder Flieger, der in einen solchen Wirbel kommt, verloren sein. Bei einem Fliegerangriff auf eine Stadt wird eine Reihe Gaswirbel in die Luft gejagt, und die Aussichten des Fliegers in einem solchen Wirbel werden minimal sein. Der Apparat ist billig im Betrieb.

Christensen hat bei seinen Versuchen, die auf einer kleinen dänischen Insel stattfanden, eine kleine Kanone gebraucht, die Gaswirbel nur ein paar hundert Meter in die Luft senden konnte. Aber schon dieser kleine Apparat erwies sich als ungemein wirksam, und die militärischen dänischen Fachleute, die ihn in Funktion sahen, waren sehr überrascht über die Kraft des Geschützes und seine Wirkungen. Der Apparat ist jetzt einer Militärkommission unterbreitet, die damit Versuche in Kopenhagen unternimmt. Zu Mitteilungen in der englischen Presse, daß er über einer Kanone sänne, die Gasbomben gegen die Flugzeuge werfen sollte, erklärte Christensen, das sei ungereimt, weil man solche Kanonen ja schon im Weltkrieg gehabt habe. Aber auch seine Erfindung sei insofern nicht ganz neu, als man früher versucht habe, Luftwirbel hervorzubringen, um Hagelwolken damit zu zerstreuen. Derartige Versuche seien bereits 1907 in Steiermark gemacht worden.

Das Neue liegt darin, daß Gas verschossen werde. Vielleicht ließen sich die Versuche nicht auf größere Verhältnisse ausdehnen, doch das solle die Militärkommission jetzt prüfen. Die künftige Luftkanone werde an die vier Meter im Durchmesser haben, und mit einem solchen Apparat und einer hinlänglichen Ladung werde man wahrscheinlich imstande sein, einen Gaswirbel von 100 Meter Durchmesser so hoch in die Luft zu schießen, wie sich die Flugmaschine befinde. Auf die Frage, wie lange ein solcher Wirbel sich in der Luft werde halten können, erwiderte der Erfinder, er nehme an, eine halbe Stunde, doch nähere Berechnungen müßten noch erfolgen.

Ein Kopenhagener Blatt hatte eine Unterredung mit Kapitän Sonne aus dem dänischen Kriegsministerium über die Gaskanone. Der Offizier erklärte, daß das Gasprojektil, welches die Kanone in die Höhe schleudere, in Verbindung mit der Luft ein starkes Sprenggas bilde, welches die Zylinder in den Motoren der Flugmaschinen auseinandersprenge. Es sei also ganz gleichgültig, ob der Flieger selbst mit einer Gasmaske ausgerüstet sei; nicht er sei es, der getroffen werde, sondern der Motor.

Die Gasart sei übrigens von solcher Beschaffenheit, daß sie nicht herabsinken und der Stadt Schaden könne, welcher sie zur Verteidigung dienen solle. Ihre Zusammensetzung könne variieren, so daß man sie schwebend in gewünschter Höhe halten könne, ein, zwei oder drei Kilometer hoch in der Luft.

Das käme also in der Praxis darauf hinaus, daß man im Kriege bei Angriffsgefahr aus der Luft die Städte gewissermaßen mit einer ungeheuren Gasglocke abschließen würde. — Ein unheimliches Bild mehr aus einem Krieg der Zukunft!

Die Bergstraße

Von Thea Reimann.

Man baut diese Bergstraße zum Luxus. In einer der schönsten und berühmtesten Szenerien der italienischen Alpen, am Ufer eines dunkelblauen Bergsees, Meter für Meter dem Fels abzwingend. Sie führt augenblicklich bis in einen kleinen romantischen Ort, der schon von den Fremden entdeckt ist. Anderthalb Wegstunden weiter liegt die Siedlung der Arbeiter. Einige armselige Hütten waren es ursprünglich, am Fuße eines Gebirgspasses. Und das letzte Wirtshaus war hier für den, der bergwärts wanderte. Jetzt stehen starre Steinbaracken da, mit kleinen quadratischen Fenstern. Darin hausen sie.

Man baut diese Straße zum Luxus. Für die großen Tourenwagen der Fremden, die von Norden kommen, aus Ländern mit einer stärkeren Valuta. Die wirtschaftliche Bedeutung der Straße ist gering. Für Handel und Verkehr genügt die Dampferverbindung.

*

An dieser Straße arbeiten 350 Arbeiter.

Außerdem sind eine Anzahl Monteure da. Und einige junge Männer mit Sportmützen und schicken Knickerbockers (wenn auch nur aus Manchester): die Aufseher.

Die technische Leitung haben zwei Ingenieure, die in hübschen rotlackierten Automobilen die Gegend und die Herzen der Mädchen unsicher machen.

Die Arbeiterschaft besteht aus ehemaligen Sträflingen, die noch unter polizeilicher Aufsicht stehen, und Arbeitslosen aus allen Gegenden Italiens. Da sind bronzefarbene Sizilianer, harte Veroneser, rundliche Neapolitaner. Alle Dialekte der Apenninenhalbinsel sind vertreten.

Auch Leute aus der Umgegend arbeiten mit. Familienväter, die die Landarbeit allein nicht nährt. 18 Lire Tagelohn (4.50 Mark) sind besser als nichts.

Tagsüber wird gehackt, geschaufelt, gepflastert. Gegen Abend dröhnen die Sprengschüsse über den See und geben von den Felswänden des anderen Ufers vielfaches Echo. Und die Frauen und Kinder in all den kleinen Orten am See lauschen bang. Nachts dann wird Steingeröll aus den Tunnels geschafft und mit Loris in den See gekippt. Kalk mit seltsamen Versteinerungen von Fischen und Riesenschneckenhäusern, gelbbraunes Urgestein und körniger roter Marmor, der nicht edel genug ist, um verarbeitet zu werden. Nachtschicht wird nicht anders als Tagschicht bezahlt.

*

Manchmal zieht ein Leichenzug durch die engen Gassen des kleinen Ortes, den schon die Fremden entdeckten, hinauf zur Kirche die hundert Stufen, abends, wenn sanft der Mond über dem Berge steht. Gespenstisch flackern die Kerzen im Winde und zeichnen hüpfende Schatten auf die Gewänder der Priester und auf die breiten roten Schulterkragen der Kompagnie der Allerheiligsten. Die Weiber plärren ihre Litanei.

Und 349 Straßenarbeiter folgen langsam, als schleppten sie Felsblöcke auf ihren Schultern, dem schwarz und silbern verhangenen Sarg und murmeln dumpf die Kyrie eleison. Sie starren in ihre Kerzen und merken nicht, daß das Wachs über ihre schmierigen Fäuste rinnt.

Wen wird es als nächsten treffen?

Kyrie eleison...

Am nächsten Morgen tritt ein Neuer an.

*

In dem kleinen Wirtshaus, dem letzten für den, der bergwärts wanderte, ist Betrieb. Karten werden auf den Tisch geklitscht. Plötzlich Krakeel. Ein Stuhl wird umgestoßen. Ein Messer blitzt auf. Ein Kerl fällt um wie ein Baum mit dem Todesgebrüll eines Stieres.

Stille. — Dann bricht der Sturm los. Schon klirren die Fahrradklingeln der Karabinieri.

Der Messerheld wird abgeführt. Der andere kommt ins Spital, zu den frommen Schwestern.

„Ist er tot?" fragt der Gefesselte den Jungen in der feinen Karabinieruniform.

„Nein, er lebt noch."

„Schade..."

„Warum?"

„Nun wird er mich umbringen, wenn ich aus dem Kittchen komme..."

*

Einmal kam ich spät abends aus den Bergen an das Wirtshaus, todmüde, zerschlagen. Ich trat ein und stand geblendet. Ueberall Licht, improvisierte Leitungen, vielkerzige Glühbirnen. Man will doch nicht im Dunkeln sitzen, zum Donner! Und lange Tafeln mit strahlendweißen Tischtüchern. In sauberen, blitzblanken Tellern dampft die rotgoldene Gemüsesuppe, in dicken Gläsern leuchtet der Wein.

Wüste, unheimliche Gesellen sitzen neben braunen Burschen mit offenen, ehrlichen Gesichtern. Ich weiß nicht, was mehr funkelt: der Wein in ihren Gläsern oder ihre schwarzen Augen. Im Kamin prasseln Holzscheite, und Essensgeruch erfüllt den niedrigen Raum. Ich nehme ihren Wein. Ich bin im Augenblick von ihnen umgeben, befragt, bestürmt. Man ist höflich, witzig oh, man ist herumgekommen. Englische, französische, deutsche Brocken schwirren auf mich ein.

„Auk isch war Daidschland. In Stuggard. Vor Krieg. Verdienen serr vill Geld. Daidsche vill gut..."

„Il est encore cinq kilometres a M..."

Ja, es waren noch fünf Kilometer bis in mein Dorf. Und ich fühlte mich nach den Anstrengungen der Wanderung unfähig, sie zu gehen. Hier in den Baracken zu übernachten, war unmöglich. Schon springen drei kräftige Burschen auf und bieten mir ein Boot gegen mäßiges Entgelt. Die Fahrt geht durch die Nacht. Die Riemen ächzen. Gleichwohl wird gesungen und geschwatzt. In einer Stunde ist der Ort erreicht. Wir trennen uns.

Ich bin auf dem Heimweg, da ruft es durchs Dunkel hinter mir her. Einer der Burschen kommt und bringt mir — den Photographenapparat, den ich im Boot vergessen hatte.

*

„Niemand verläßt die Baracke!"

Zwei Karabinieri stehen an der Tür, zwei visitieren.

Was ist geschehen?

Ein junger Kerl steht zitternd neben den Polizisten. Ihm laufen die Tränen über das magere Gesicht. Seine gesamten Ersparnisse sind ihm gestohlen. Ein halbes Jahr hatte er gedarbt, nicht an den weißgedeckten Tischen gesessen, Tag und Nacht Schicht gemacht. Noch einige Monate wollte er arbeiten wie ein Vieh, um dann in der Heimat einen kleinen Handel anfangen zu können. Und nun war alles hin. Die eiserne Kassette des Aufsehers, dem er sein Geld anvertraute, war erbrochen. Seine Augen betteln. Jeden einzeln scheinen sie zu fragen: hast du's? Es ist ein jämmerlicher Anblick.

Einer gesteht.

„Ich dachte doch nicht, daß es sein Erspartes wäre. Ich hielt es für die Lohnkasse..."

Im Kanal unter der Straße, mit Schotter bedeckt, hatte er es verborgen. Vollzählig, auf Heller und Pfennig.

*

In der Umgegend wird eingebrochen. Ist es ein einzelner oder eine Bande? Niemand weiß etwas. Natürlich heißt es: die Straßenarbeiter.

Jemand kauft einen Revolver, meldet ihn bei der Polizei an.

„Wozu?"

„Ich fürchte einen Einbruch."

„Wieso?"

„... Die Straßenarbeiter.... Sechsundachtzig stehen unter polizeilicher Kontrolle...."

„Die Straßenarbeiter?" Der Junge in der Karabinieruniform schüttelt den Kopf. „Das sind alles gute Kerle...."

Die Woche darauf wurde der Einbrecher gestellt. Es war ein Kunsttischler.

Lustige Ecke

Der witzige Bettler. „Na — treff' ich Sie ja . . . Seit ich Ihnen vor drei Wochen einmal Essen gab, haben Sie mir alle Ihre Freunde geschickt." — „Nee — meine Feinde!" („Passing Show".)

*

„Das war ja ein furchtbares Unwetter gestern abend. Sturm, Blitz und Donner!"

„So — ich habe nichts gehört, ich habe mich mit meiner Frau unterhalten —." („Vikingen".)

*

Etwas schwerhörig. „Ihr Onkel scheint etwas schwerhörig zu sein?" — „Etwas? Kürzlich hat er bei der Familienandacht das Gebet gesprochen, während er auf dem Schwanz der Katze kniete!"